

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Julia-Durant-Krimis:

Jung, blond, tot
Das achte Opfer
Letale Dosis
Der Jäger
Das Syndikat der Spinne
Kaltes Blut
Tödliches Lachen
Das Todeskreuz
Mörderische Tage
Teuflische Versprechen
Teufelsbande
(von Andreas Franz und Daniel Holbe)
Todesmelodie
(von Andreas Franz und Daniel Holbe)
Tödlicher Absturz
(von Andreas Franz und Daniel Holbe)

Peter-Brandt-Reihe:

Tod eines Lehrers
Mord auf Raten
Teufelsleib
Schrei der Nachtigall

Sören-Henning-Krimis:

Unsichtbare Spuren
Spiel der Teufel
Eisige Nähe

Außerdem von Andreas Franz:

Der Finger Gottes
Die Bankerin

Über den Autor:

Andreas Franz' große Leidenschaft war von jeher das Schreiben. Bereits mit seinem ersten Erfolgsroman »Jung, blond, tot« gelang es ihm, unzählige Krimileser in seinen Bann zu ziehen. Seitdem folgte Bestseller auf Bestseller, die ihn zu Deutschlands erfolgreichstem Krimiautor machten. Seinen ausgezeichneten Kontakten zu Polizei und anderen Dienststellen ist die große Authentizität seiner Kriminalromane zu verdanken. Andreas Franz starb im März 2011. Er war verheiratet und Vater von fünf Kindern. Mehr über den Autor auch auf seiner Homepage: www.andreas-franz.org

ANDREAS
FRANZ

Das Verlies

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

www.andreas-franz.org



Originalausgabe August 2004

Copyright © 2004 bei Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Gisela Menza

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Getty Images / Jesus Sierra

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-62445-6

17 19 20 18 16

*Dieses Buch ist all jenen Menschen gewidmet,
die das Leben meistern, ohne psychische und physische
Gewalt anzuwenden. Sie werden am Ende zu den
Gewinnern gehören, auch wenn sie sich manchmal
als Verlierer fühlen mögen. Mit Gewalt löst man
keine Probleme, man schafft nur welche.
Ich möchte mich aber auch bei meiner Lektorin
Christine Steffen-Reimann bedanken, mit der ich
seit Anbeginn zusammengearbeitet habe
und hoffentlich noch lange werde.
Und danke auch an Beate Kuckertz, Dr. Übleis
und Dr. Gisela Menza, denen ich viel
zu verdanken habe.*

Prolog _____



Melissa Roth stand etwa zehn Meter neben der Bushaltestelle, holte einen kleinen Spiegel und den Lippenstift aus der Handtasche, steckte aber beides wieder zurück, nachdem sie festgestellt hatte, dass ihre Lippen noch keine Auffrischung brauchten. Sie trug einen kurzen hellen Rock, halb hohe Schuhe und eine dünne Jacke. Ihr langes blondes Haar hatte sie zu einem Zopf geflochten, der fast bis zum Po reichte. Sie war hübsch, eine der hübschesten jungen Frauen, die er kannte, eigentlich sogar die hübscheste, wenn er es recht betrachtete. An der Uni drehten alle Männer die Köpfe nach ihr um, die Schwulen vielleicht ausgenommen, und es gab kaum einen Studenten oder sogar Professor, der nicht gerne etwas mit ihr angefangen hätte. Sie war eine hervorragende Studentin, aber auf eine gewisse Weise auch ein kleines Luder. Seit er sie kannte, hatte sie mindestens fünf Kerle gehabt, darunter auch ein Professor. Die längste Liaison dauerte ungefähr zwei Wochen. Er hatte alles akribisch notiert. Sie war in seinem BWL-Kurs, außerdem hatte sie noch Anglistik belegt. Vor einigen Tagen aber hatte er zufällig erfahren, dass sie eventuell vorhatte, diesen ganzen trockenen Kram hinzuschmeißen und stattdessen auf Kunst umzusatteln. Einige Male hatten sie sich kurz über Belanglosigkeiten unterhalten, meist beim Verlassen des Hörsaals, mehr aber auch nicht. Sie war für ihn ein weit entfernter Traum, er offensichtlich nicht ihr Typ, was sie ihm durch die Blume zu verstehen gegeben hatte, als sie eine Einladung zum Essen ablehnte. Es war die Art, wie sie ablehnte, die ihn wütend gemacht hatte. Er hatte ihr zwar seinen

Namen genannt, doch sie hatte ihn bestimmt längst vergessen. Aber das würde sich bald ändern.

Seit exakt zweiundfünfzig Tagen beobachtete er Melissa, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte. Er führte genau Buch über ihre Aktivitäten außerhalb der Uni und wusste, mit wem sie heute Abend verabredet war. Sie ließ sich nie von ihrer Wohnung abholen, sondern stets an dieser Bushaltestelle, und sie hatte auch noch nie eine ihrer Bekanntschaften mit zu sich nach oben genommen. Anscheinend zog sie es vor, es mit den Kerlen in deren Buden zu treiben, denn nicht selten kam sie erst gegen drei oder vier Uhr morgens zurück. Auch heute lief wieder alles wie gewohnt ab.

Aber diesmal kam derjenige nicht. Es verschaffte ihm eine große Genugtuung, und er musste hämisch grinsen, wenn er sich das Gesicht des Typen vorstellte, als der sich die Bescherung betrachtete. Aber in den letzten zwei Wochen zog eine Bande von Reifenstechern durch die westlichen Vororte Sindlingen und Zeilsheim, weshalb es auch diesmal nur einer von vielen Versicherungsfällen sein würde. Er selbst hatte lange auf diesen Moment gewartet.

Der Bus hielt, in ihm nur ein älterer Mann außer dem Fahrer. Melissa winkte ab, die Türen schlossen sich wieder mit einem Zischen. In immer kürzeren Abständen warf sie einen Blick auf die Uhr, drehte sich ab und zu in die Richtung, aus der ihr derzeitiger Galan kommen musste, doch ihr Gesichtsausdruck wurde von Sekunde zu Sekunde ärgerlicher. Für halb neun hatten sie sich verabredet, und sie hasste Unpünktlichkeit. Der Himmel war jetzt schon den zweiten Tag zugezogen, immer wieder hatte es kurze Schauer gegeben, der Wind war mäßig, die Temperatur beinahe frühlingshaft mild. Für Weihnachten hatten die Meteorologen ebenfalls milde Temperaturen vorausgesagt, aber irgendwann würde der Winter trotzdem Einzug halten. Nach einer knappen halben Stunde war ihre Geduld am Ende. Sie war sehr dünn angezogen und fror trotz der zwölf Grad plus und machte

sich auf den Weg zurück zu ihrer Wohnung. In diesem Moment fuhr er mit seinem erst wenige Tage alten BMW 2002 aus der Parklücke, von wo aus er sie immer beobachtete, und um die Ecke und hielt direkt neben ihr. Er kurbelte das Seitenfenster herunter und lächelte sie an.

»Hi. Was machst du denn hier?«, fragte er und tat überrascht, sie zu sehen.

Sie blickte ihn wie ein willkommenes Geschenk an, das ihr den Abend versüßen würde, und zuckte mit den Schultern. »Das frag ich mich allerdings auch. Ich bin verabredet, das heißt, eigentlich war ich verabredet, aber dieser Idiot ...«

»Wollen wir was trinken gehen? Oder essen? Ich lad dich ein«, sagte er schnell.

Sie zögerte einen Moment, schaute ins Wageninnere und sah den aufmunternden Blick. »Warum eigentlich nicht. Wenn er jetzt noch kommt, hat er eben Pech gehabt. Und wohin willst du mich entführen?«, fragte sie neckisch lächelnd und setzte sich auf den Beifahrersitz.

»Lass dich überraschen«, antwortete er vielsagend und gab Gas. Er bog an der Ampel rechts ab, nahm die Straße, die aus Frankfurt hinausführte. Nur wenige Autos waren unterwegs, bei diesem Regenwetter verkrochen sich die meisten Leute lieber in ihren Wohnungen. Die Scheibenwischer bewegten sich in monotonem Takt, das Radio spielte leise Musik, sie unterhielten sich einmal mehr über unwichtige Dinge wie das Wetter.

»Ich dachte, wir fahren in die Innenstadt«, sagte Melissa eher belanglos, nachdem sie merkte, dass sie die Stadtgrenze bereits hinter sich gelassen hatten.

»Die besten Lokale gibt es außerhalb. Mit wem warst du eigentlich verabredet?«, fragte er scheinheilig.

»Kennst du nicht«, entgegnete sie und schaute aus dem Fenster in die Dunkelheit. »Wir wollten essen gehen ...«

»Woher willst du wissen, dass ich ihn nicht kenne?«

»Also gut«, antwortete sie und verdrehte die Augen, was er

nicht sehen konnte, »er heißt Tobias. Ist in meinem Anglistikkurs. Du kannst ihn also nicht kennen.« Und nach einer Weile: »Aber er ist unzuverlässig. Was machst du eigentlich so außerhalb der Uni?«

»Was schon«, sagte er, zuckte mit den Schultern und grinste. »Lernen, lernen, lernen. Und nebenbei ein bisschen arbeiten.«

»Aber heute Abend nicht«, erwiderte sie mit kokettem Augenaufschlag und sah ihn von der Seite an.

»Einmal in der Woche, das hab ich mir vorgenommen, können mir die Bücher gestohlen bleiben. Und dieses eine Mal ist heute.«

»Na gut. Jetzt sag schon, wo wir hinfahren.« Melissa holte eine Zigarette aus der Tasche und wollte sie anzünden.

»Bitte nicht rauchen. Das kannst du doch nachher im Lokal machen. Ich mag keinen Rauch.«

»Bisschen spießig, was?«, fragte sie spöttisch.

»Nee, nur gesundheitsbewusst.«

»Und verrätst du mir jetzt, wo wir hinfahren?«

»Gleich sind wir da«, antwortete er und bog kurz darauf in einen asphaltierten Waldweg ein, an dessen Beginn ein Schild stand mit der Aufschrift: Privatweg – Betreten verboten. Sie runzelte die Stirn, ihr bis dahin gelöster Gesichtsausdruck wurde schlagartig ernst.

»He, was soll das? Wo sind wir hier?«, sagte sie mit einem ängstlichen Unterton in der Stimme.

»Wart doch mal ab«, antwortete er, während er innerlich angespannt wie selten zuvor war und wieder beschleunigte.

»Fahr mich bitte sofort nach Hause«, forderte sie.

»Piano, piano«, beschwichtigte er sie. »Du hast doch nicht etwa Angst, oder?« Und nach ein paar Sekunden: »Komm, vor mir brauchst du keine Angst zu haben, ich tu dir nichts, Ehrenwort ...«

»Ich will trotzdem bitte sofort nach Hause!«

»Jetzt mach aber mal halblang, okay!«, herrschte er sie scharf

an und trat abrupt auf die Bremse, woraufhin sie beinahe mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe geprallt wäre. »Du bist eingestiegen und mit mir mitgefahren. Und ab sofort machst du genau das, was ich dir sage, kapiert!«

»Willst du mich vergewaltigen?«, fragte sie mit einem Mal ruhig und sah ihm in die Augen, doch es gelang ihr nicht ganz, ihre Angst zu verbergen. »Du kannst es auch so haben, ich wollte sowieso schon mal ...«

»Was wolltest du sowieso schon mal?«, fragte er misstrauisch.

»Meinst du vielleicht, du bist mir bisher nicht aufgefallen? Du siehst gut aus, du ... Na ja, aber du hast dich nie getraut, mich anzusprechen, außer dieser blöden Essenseinladung zwischen Tür und Angel. Und ich mache grundsätzlich nicht den ersten Schritt. Ich stehe auf die gute alte Schule, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ist schon okay.« Er stellte den Motor ab. Ringsum herrschte absolute Finsternis, nur die Radiobeleuchtung spendete diffuses Licht. Sie waren allein, und er kannte die Gegend gut genug, um zu wissen, dass sich um diese Zeit und vor allem bei diesem Wetter kein Mensch weit und breit aufhalten würde. Die Leute waren mit den Vorbereitungen für Weihnachten beschäftigt, überall in der Stadt waren die Straßen und Geschäfte festlich geschmückt. Er wandte seinen Kopf in ihre Richtung und streichelte über ihr Haar. »Du bist schön, ehrlich. Aber ich kann Frauen nicht leiden, die ständig mit andern ins Bett steigen. Warum machst du das?«

»Wieso steig ich ständig mit andern ins Bett?! Spinnst du? Ich hab Freunde, na und?! Aber ich bin keine Hure ...«

»Komm, ich hab dich beobachtet, wenn dich die Typen von der Bushaltestelle abholen und dich irgendwann nachts dort wieder rauslassen. Lässt du dich dafür bezahlen, oder machst du es einfach nur, weil du Spaß daran hast?«

»Das geht dich nichts an. Außerdem, wieso beobachtest du mich? Bist du ein Spanner?«

»Nein, aber mich interessieren die Menschen, die ich gerne mag.«

»So, du magst mich also. Okay, dann machen wir's eben hier. Oder wir kehren um, und du bringst mich wieder nach Hause. Oder ich laufe notfalls«, sagte sie mit kehliger Stimme, wobei sie vergeblich versuchte ihre Angst zu unterdrücken.

»Bitte, machen wir's.«

Er griff an ihre Brust. Sie trug keinen BH, sie gehörte zu den Frauen, die so etwas nicht nötig hatten. Kleine feste Brüste. Und während er unter ihre Bluse langte und die rechte Brust massierte, presste er seine Lippen auf ihre. Sie erwiderte seinen Kuss, fasste zwischen seine Beine und fühlte sein erigiertes Glied. Er legte die Rückenlehne des Beifahrersitzes um, seine Erregung steigerte sich ins Unermessliche.

»Mach die Beine breit«, sagte er mit schwerer Stimme und drang kurz darauf mit einem heftigen Stoß in sie ein. Er ejakulierte schon nach wenigen Sekunden. Sie lachte kurz und trocken auf. Er hielt inne, und wollte er eben noch seinen Plan verwerfen, so würde er ihn jetzt nach diesem ihn verhöhnenden Auflachen ausführen. Ihn lachte man nicht aus, schon gar nicht in einer solchen Situation. Sie sah seinen Blick nicht, nicht das Mahlen seiner Kiefer. »Sorry«, sagte er kühl und tonlos, »ich war wohl etwas schnell.«

»Tja«, erwiderte sie leicht spöttisch, »wir können's ja noch mal probieren, aber dann in aller Ruhe ...«

»Vergiss es, ich glaub, das bringt nichts.« Er zog den Reißverschluss seiner Hose hoch.

Seine Hände strichen über ihr Gesicht, er streichelte zärtlich die glatte, feine Haut und sagte: »Weißt du eigentlich, wie ich heiße?«

»Nein. Aber was sind schon Namen?«

»Schade, Melissa«, entgegnete er nur, dann wurde der Druck etwas stärker, er glitt tiefer an ihren Hals, und plötzlich umschlossen die eben noch weichen und zärtlichen Hände die-

sen und drückten zu. Sie schlug um sich, versuchte ihn zu kratzen, doch seine Knie waren auf ihren Oberarmen. Er wusste genau, wo er den Griff anzusetzen hatte, er hatte es sich einmal von einem Medizinstudenten erklären lassen. Es dauerte keine zwei Minuten, bis das Zungenbein gebrochen war und ihr Kopf schlaff zur Seite fiel. Ein letztes Zucken raste wie ein Stromschlag durch ihren Körper.

Er schaltete die Innenbeleuchtung an und registrierte, dass auf ihrem Sitz ein paar Flecken waren, die man aber leicht beseitigen konnte. Er würde es gleich morgen früh tun. Außerdem hatte sie bei ihren verzweifelten Versuchen, sich zu wehren, mit ihren Schuhen das Handschuhfach ramponiert und ein Loch in den Teppich gerissen. Er zuckte nur mit den Schultern, stieg aus, ging um den Wagen herum, holte den leblosen Körper heraus und legte ihn in den Kofferraum. Mit einem Tuch wischte er kurz über den Sitz.

Er fuhr weiter geradeaus bis zu einem Platz, den außer ein paar gelegentlich vorbeikommenden Spaziergängern und einigen Jägern keiner sonst kannte. Das Grundstück lag eingebettet zwischen riesigen Bäumen und war umschlossen von einem mannshohen Zaun. Über drei Meter hohe, dicht an dicht stehende Koniferen verdeckten den Blick auf das alte, halb verfallene Haus. Er öffnete das Tor und fuhr auf das Grundstück, das von jedem, der hier vorbeikam, wohl für das Refugium eines wunderlichen Einsiedlers gehalten wurde. Er ging ins Haus, schob einen großen Teppich beiseite, öffnete eine flach über der Erde liegende Tür, zündete eine Petroleumlampe an, die er an die Wand hängte, holte den Leichnam aus dem Kofferraum, hievte ihn über die Schulter und schleppte die Tote die lange Treppe hinunter in den Raum, in dem sich ein Feldbett, ein kleiner Tisch, zwei Holzstühle und ein alter Schrank befanden. Die Wände waren weiß, von der Decke baumelte eine Bastlampe, deren Birne jedoch schon seit langem kaputt war. Links von der Treppe befand sich eine weitere

Tür, dahinter ein kleinerer Raum mit einem Regal voller Dosen und Flaschen und einem schmalen, hohen Schrank.

Es war kühl hier unten, und früher, als er noch ein Kind war, hatte er den modrigen Geruch wie einen kleinen Schatz empfunden, denn nur ihm war es vorbehalten, diesen Geruch zu atmen. Und seit er sechzehn war, hatte er dieses Refugium angefangen auszubauen, unbemerkt von allen anderen in seiner Familie. Er hatte die Spuren der Vergangenheit allmählich beseitigt, den Estrich und darüber die Fliesen gelegt, auf denen jetzt Teppiche waren. Er hatte die Wände gereinigt und gestrichen und die alten elektrischen Leitungen wieder angeschlossen.

Als er ein Kind war, gerade mal acht Jahre alt, und bei einem seiner heimlichen Ausflüge diesen verlassenen Ort entdeckt hatte, war dies seine Zuflucht geworden. Hier hatte er seinen Gedanken nachhängen können, hierhin konnte er fliehen, wenn ihm die Gegenwart der andern zuwider war. Dabei waren es von hier nur knapp zwanzig Minuten zu Fuß bis zu seinen Eltern – wenn er rannte –, denen das gesamte Gelände bis zur Bundesstraße gehörte, vererbt über Generationen mütterlicherseits hinweg, und irgendwann würde er alles sein Eigen nennen.

»Ich komme morgen wieder, Süße. Schade, du wolltest nicht mal meinen Namen wissen«, sagte er leise und mit einem letzten Blick auf die Tote und schloss die Tür hinter sich. Er nahm den Weg zurück zur Straße, nicht ohne sich vorher zu vergewissern, dass ihn niemand beobachtete.

Nach einer guten halben Stunde langte er zu Hause an. Kaum dass er die Wohnung betreten hatte, klingelte das Telefon. Seine Mutter. Sie wollte nur wissen, wie sein Tag verlaufen war. Bestens, hatte er ihr geantwortet, worüber sie sich natürlich freute. Sie war stolz auf ihren Jungen, und er würde alles tun, um sie nicht zu enttäuschen. Er ließ sich Badewasser ein, trank ein Glas Rotwein und rauchte genüsslich eine Zigarette. Melissa hatte er es verboten, aber er konnte Rauch im Auto nun wirklich nicht ausstehen. Er trocknete sich ab und besah sich im Spiegel. Sie

hatte ihn doch einmal erwischt, ein etwas längerer Kratzer auf der linken Wange. Er zuckte mit den Schultern. Im Bett las er ein paar Seiten aus *Der Prozeß* von Kafka, legte das Buch aber, als seine Augen immer schwerer wurden, auf den Nachtschrank. Er fühlte sich irgendwie gut.

Montag, 14. Oktober, 19.15 Uhr _____



Er hörte es an der Art, wie die Tür aufgeschlossen und wieder zugemacht wurde, wie der Mantel an die Garderobe gehängt wurde, an den Schritten, die langsam näher kamen. Er konnte schon seit langem unterscheiden, ob sein Vater gute oder schlechte Laune hatte. Wovon seine Laune abhing, vermochte er nicht zu sagen, wohl keiner vermochte dies, und es interessierte ihn auch nicht. Heute ahnte er, dass es nach langer Zeit wieder einer dieser Abende werden würde, die er so hasste und vor denen er sich so fürchtete. Doch noch viel mehr hasste er seinen Vater, der für all das verantwortlich war. Aber was sollte er mit seinen zwölf Jahren schon machen, er war hilflos und fühlte sich ohnmächtig. Und er hatte Angst vor dem, was unweigerlich wieder einmal kommen würde. Markus saß auf der Couch, der Fernseher lief, doch er schaute nicht mehr hin. Er wartete auf das Eintreten seines Vaters, alles in ihm war eine einzige unerträgliche Spannung. Er merkte, wie ihm das Schlucken schwer fiel, wie sich alles um seine Brust zusammenzog und es in seinen Händen anfang zu kribbeln.

»Hallo, Papa«, sagte er, als sein Vater ins Zimmer trat, ein Mann von einsvierundsiebzig, schlank, mit dichtem blondem Haar, schmalen, wie ein Strich geformten Lippen und eisblauen Augen.

»Wo ist deine Mutter?«, fragte Rolf Lura, ohne die Begrüßung zu erwidern.

»Oben.«

Rolf Lura machte auf dem Absatz kehrt und stieg die Treppe hinauf. Markus erhob sich, nachdem sein Vater außer Sichtweite war, und begab sich zum Treppenabsatz, um zu lauschen.

»Gabriele?«

Es war der typische Ton, kalt, hart, streng. Markus' Angst steigerte sich noch weiter, sein Herz pochte wie wild. Seit er denken konnte, war sein Leben von kaum etwas anderem als Angst geprägt.

»Ja?«, erwiderte sie und kam aus dem Schlafzimmer gehuscht. Gabriele Lura war klein und zierlich, nur knapp einfünfundfünfzig groß, mit vollem rötlich braunem Haar, grazilen Händen und einem sehr ebenmäßigen Gesicht, in dem das Hervorstechendste die sanften grünen Augen und der weiche, maleisch geschwungene Mund waren. Ihre Haut war von einem natürlichen zarten Weiß, das übersät war von unzähligen Sommersprossen.

»Was ist mit Essen?«

»Ist gleich fertig«, entgegnete sie und wollte sich an ihm vorbeiwinden, doch er hielt sie mit einer Hand am Oberarm fest.

»Gleich fertig?«, sagte er mit hochgezogenen Augenbrauen und diesem kalten stechenden Blick. »Hatten wir nicht abgemacht, dass das Essen pünktlich um sieben auf dem Tisch zu stehen hat? Wir haben jetzt aber genau achtzehn Minuten nach sieben, wenn ich nicht irre. Noch nicht einmal der Tisch ist gedeckt. Hast du dafür vielleicht eine Erklärung?«

»Entschuldigung, aber ich habe vergessen, auf die Uhr zu sehen«, sagte sie mit fester Stimme, auch wenn alles in ihr vibrierte.

»Du hast also vergessen, auf die Uhr zu schauen! Sieh an! Aber mich würde viel mehr interessieren, wo du heute Nachmittag warst? Ich habe mehrmals versucht, dich zu erreichen, auch auf deinem Handy. Wofür habe ich dir eigentlich das Handy gekauft, wenn du es nie einschaltest?«

»Ich war spazieren, und zwar im Schwanheimer Wald. Den ganzen Tag habe ich schon Kopfschmerzen. Ich habe meine Tage, und ich habe leider mein Handy vergessen.«

»So, mein kleiner roter Teufel war also mal wieder spazieren«, sagte er mit maliziösem Lächeln. »Und sicher hast du auch deinen lieben Sohn Markus mitgenommen, oder?«

»Markus war bei Daniel. Er ist um Punkt sechs heimgekommen. Und bitte, nicht schon wieder vor dem Jungen«, flehte sie. »Es war doch in letzter Zeit alles so schön.«

»Nicht schon wieder vor dem Jungen, nicht schon wieder vor dem Jungen«, öffte er sie nach, ohne auf ihren letzten Satz einzugehen. »Keine Angst, ich tu ihm nichts, ich hab ihn noch nie angerührt, das weißt du genau. Er kann am wenigsten dafür, dass er eine solche Mutter hat. Außerdem ...«

»Du kriegst doch gar nicht mit, was in ihm vorgeht, wenn er das alles mitbekommt«, schrie sie ihn unvermittelt an, wobei in der Mitte der Stirn die Zornesader hervortrat. »Und du bist sein Vater, falls du das vergessen haben solltest!«

Mit einem Mal wurde seine Stimme leise, er zischte nur noch und hob seine Hand, als wollte er gleich zum Schlag ansetzen. »Wage nicht, noch einmal so mit mir zu reden, sonst knallt's, merk dir das! Ist es vielleicht meine Schuld, wenn es dem Bengel nicht gut geht? ... Aber lassen wir das. Du warst also wieder den ganzen Nachmittag allein. Tz, tz, tz, du warst allein, aber das Essen ist nicht fertig. Weißt du was, mir ist der Appetit vergangen. Komm mit nach unten, ich will dir was zeigen«, sagte er bestimmend und zog sie mit eisernem Griff am Arm hinter sich her. Markus rannte leise zurück ins Wohnzimmer und ließ sich auf die Couch fallen. Er tat, als würde er fernsehen.

»Ab auf dein Zimmer«, befahl Rolf Lura und sah den Jungen, keinen Widerspruch duldend, an, »du kannst auch dort in die Glotze stieren. Und mach die Tür hinter dir zu. Und nachher will ich deine Hausaufgaben sehen.«

Markus warf seiner Mutter einen angsterfüllten Blick zu, die

ihm mit einem kaum merklichen Nicken bedeutete, dem Befehl seines Vaters nachzukommen. Er verließ wortlos das Zimmer, blieb aber auf halber Treppe stehen, um zu horchen, was gleich geschehen würde, obgleich er es wusste.

»Hier, meine Liebe«, sagte Rolf Lura und zog sie zum Geschirrschrank. »Hier drin sind die Teller«, er nahm einen heraus und ließ ihn auf die Fliesen neben dem Teppich fallen, wo er in viele kleine Teile zerbrach, »die Tassen«, von denen er ebenfalls eine fallen ließ, und mit einem Mal schrie er: »Ganz viele Teller, Tassen, Gläser! Teller, Tassen, Gläser, die ich für teures Geld gekauft habe, um dir eine Freude zu machen! Dir, dir, dir! Und nichts von diesem ganzen verdammten Zeug steht auf dem Tisch, wenn ich nach einem harten Arbeitstag nach Hause komme. Ich möchte von einer liebenden Frau empfangen werden, alles soll Liebe, Frieden und Harmonie ausstrahlen, aber was erwartet mich, wenn ich die Tür aufmache?! Mein Sohn hockt vor der Glotze, anstatt sich um seine Schularbeiten zu kümmern, du treibst dich im Schlafzimmer rum, anstatt das Essen fertig zu haben, und wer weiß, wo du dich sonst noch den ganzen Tag über rumgetrieben hast ...«

»Rolf, mir geht es heute wirklich nicht besonders gut. Lass mich dir doch bitte erklären, was ...«

»Du willst dich rechtfertigen? Ist ja nichts Neues! Wenn meiner kleinen lieben Gabi nichts mehr einfällt, dann muss sie sich eben rechtfertigen. Und wer sich rechtfertigt, hat Schuld. Aber gut, dann erklär mir doch bitte, wieso hier nichts so funktioniert, wie ich das angeordnet habe.«

Ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen, sagte sie: »Das Essen ist fertig, ich muss nur noch den Tisch decken.«

»Aber vorher machst du den Dreck hier weg. Über alles Weitere unterhalten wir uns später, verlass dich drauf. Irgendwann wirst auch du noch lernen, gehorsam zu sein. Los, mach schon!« Er gab ihr einen kräftigen Stoß gegen die Brust, doch sie fiel nicht zu Boden. Sie drehte sich um und holte aus dem Putz-

schrang die Handschaufel und den Besen und fegte wortlos die Scherben zusammen und schüttete sie in den Mülleimer. Anschließend fuhr sie mit dem Staubsauger über den Boden, um auch die letzten winzigen und mit dem Auge kaum sichtbaren Splitter aufzusaugen.

Rolf Lura lockerte seine Krawatte und setzte sich in seinen Sessel, die Beine breit, und beobachtete seine Frau bei der Arbeit.

»Was gibt's eigentlich zu essen?«, fragte er mit plötzlich sanfter Stimme und erhob sich gleich wieder, umfasste seine Frau von hinten und presste seine Hände gegen ihre Brüste.

»Szeqediner Gulasch, dein Leibgericht. Und bitte, nicht jetzt, ich muss den Tisch decken.«

»Und wenn ich jetzt Hunger auf was anderes habe? Was dann?«, fragte er und küsste sie auf den Hals.

»Ich hab dir doch gesagt, dass ich meine Tage hab. Und jetzt lass mich den Tisch decken.«

»Natürlich, tu das, wir haben auch später noch Zeit für die andern Sachen. Und du weißt, mir ist es egal, ob du deine Tage hast oder nicht«, entgegnete er und lächelte erneut maliziös, was sie zwar nicht sehen, aber spüren konnte, setzte sich wieder, zündete sich eine Zigarette an und nahm die Zeitung von dem kleinen runden Tisch neben seinem Sessel.

Markus hatte sich, nachdem der erste Teller zu Boden gefallen war, mit weichen Knien auf sein Zimmer begeben, sich ans Fenster gestellt, hinausgeschaut und sich wie so oft gewünscht, irgendjemand würde kommen und ihn und seine Mutter aus diesem Horrorhaus befreien. Wie oft hatten sie sich unterhalten, wenn dieses gottverdammte Arschloch, wie er seinen Vater insgeheim titulierte, nicht da war, und sich geschworen, immer füreinander da zu sein. Und eines Tages würden sie es schaffen und abhauen, irgendwohin, wo er sie nicht finden konnte.

Und keiner dort draußen wusste, was in diesem Haus vor sich ging. Für die Nachbarn war Rolf Lura der angesehene Auto-

händler eines riesigen Autohauses, in dem Rolls Royce und andere Nobelmarken sowie exklusive italienische Sportwagen wie Ferrari und Lamborghini verkauft wurden. Er war ein Meister im Sich-Verstellen, nach außen der integre, seriöse, höfliche Geschäftsmann, doch in den eigenen vier Wänden der brutale Tyrann, der allein mit seiner Anwesenheit ein ums andere Mal die Atmosphäre vergiftete. Es gab nur selten Tage, an denen er sich wie ein normaler Ehemann und Vater benahm, an denen man mit ihm reden konnte, ohne gleich angefaucht oder angeschrien oder wie Markus' Mutter verprügelt zu werden. Auch wenn seine Wutausbrüche in letzter Zeit deutlich weniger geworden waren und in Markus und auch seiner Mutter die Hoffnung keimte, es würde eines Tages doch noch schön werden. Und jetzt kam er nach Hause, und alles war wieder wie früher.

Er weinte nicht, als er am Fenster stand und in die Dunkelheit hinausstarrte, er hatte längst aufgehört zu weinen. Die Angst war so stark, dass sie keine Tränen mehr zuließ. Er wünschte sich nur einmal mehr, größer und vor allem stärker zu sein und seinen Vater so zu schlagen, wie er dies immer mit seiner Mutter machte. Er würde seine Fäuste so lange in das verhasste Gesicht schlagen, bis er blutend und um Gnade winzelnd am Boden lag, in das Gesicht, in den Bauch, in die Genitalien, er würde ihn an den wenigen Haaren ziehen, bis er schrie und wimmerte und nur noch darum bettelte, am Leben gelassen zu werden. Nur einmal ihm das antun, was er seiner Mutter seit Jahren antat. Aber Markus war gerade einmal so groß wie seine Mutter und schwächling, und es war diese furchtbare Angst, die ihn lähmte. Und es gab niemanden, der von dieser Angst wusste, außer seiner Mutter, die versuchte, so gut es ging, ihm diese Angst zu nehmen, und, wenn er seinen Vater mit den erbärmlichsten Flüchen belegte, auch noch mahnend meinte, er solle so etwas nicht sagen, schließlich sei er sein Vater und wäre ohne ihn nicht auf der Welt. Aber was war dies für eine Welt, in der er, seit er denken

konnte, beinahe täglich von unsäglichen Angstzuständen geplagt wurde, Angst davor, eines Tages von der Schule nach Hause zu kommen und seine Mutter tot aufzufinden.

Wie aus weiter Ferne hörte er seinen Namen rufen, löste sich vom Fenster und ging nach unten. Der Tisch war gedeckt, Markus' Mutter begann aufzufüllen.

»Hast du dir die Hände gewaschen?«, fragte Rolf Lura.

»Ja«, log Markus und zeigte seine Hände. Sein Vater schaute nicht einmal hin.

»Und wie war's in der Schule? Habt ihr eine Arbeit geschrieben?«

»Nein, erst am Mittwoch.«

»Und was? Jetzt lass dir nicht alles aus der Nase ziehen.«

»Englisch.«

»Du hast doch hoffentlich dafür gelernt, oder?«

»Ja.«

»Dann ist es ja gut«, sagte Rolf Lura und begann zu essen.

Markus warf seiner Mutter einen Blick zu, die diesen auch diesmal nur kurz erwiderte. Rolf Lura hasste es, wenn sie und Markus sich leise unterhielten oder sich vielsagend anschauten. Manchmal schien es, als würde er Gedanken lesen können.

Die restliche Zeit während des Essens verbrachten sie schweigend, ein Schweigen, das für Markus wie ein lauter Schrei war, den jedoch keiner außer ihm hörte, denn er spürte, es würde in dieser Nacht noch etwas geschehen, von dem er aber hoffte, es würde nicht geschehen.

Nach dem Essen räumte Gabriele Lura den Tisch ab und verstaute das Geschirr in der Spülmaschine, während ihr Mann sich eine weitere Zigarette anzündete und dabei die Tagesschau anstellte.

»Wann hast du morgen Schule?«, fragte er nebenbei seinen Sohn.

»Um acht.«

»Dann mach dich fürs Bett fertig. Ich will, dass du um halb

neun in der Falle liegt. Und vergiss nicht, dir die Zähne zu putzen.«

Markus ging ins Bad, wusch sich die Hände und das Gesicht und putzte die Zähne. Auf dem Flur kam ihm seine Mutter entgegen.

»Mutti ...«

»Pssst.« Sie legte einen Finger auf ihre Lippen und schob Markus in sein Zimmer. »Geh schnell ins Bett und schlaf. Versprochen?«

»Mutti, ich ...«

»Keine Angst, mir wird nichts passieren. Und jetzt schlaf schön. Die Engel werden auf dich aufpassen.«

»Ich will aber, dass sie auf *dich* aufpassen.«

»Das tun sie schon«, sagte sie aufmunternd lächelnd und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Vielleicht ist bald alles vorbei. Wir dürfen nur die Hoffnung nicht aufgeben.« Und nach einer kurzen Pause, während der sie Markus liebevoll anschaute und ihm mit einer Hand übers Haar strich: »Mach dir keine Sorgen, ich glaub, seine schlechte Laune ist schon wieder vorbei. Und denk an die Engel.«

Sie hatten nicht gehört, wie Rolf Lura die Treppe hochgekommen war, in der Tür stand und fast alles mitbekommen hatte.

»Ja, ja, denk an die Engel«, sagte er mit zynischem Lächeln und trat näher an das Bett heran. »Was habt ihr beide denn wieder für Geheimnisse zu bequatschen? Wir sind eine Familie, und da sollte es doch eigentlich keine Geheimnisse geben. Also, um was ging's?«

»Ich hab Markus nur gute Nacht gesagt, mehr nicht«, antwortete Gabriele Lura.

»Aha, mehr also nicht. Und dazu müsst ihr so flüstern. Ich wünsche meinem Sohn ebenfalls eine gute Nacht.« Und an seine Frau gewandt: »Und jetzt komm, ich hab was mit dir zu besprechen.«

»Gleich.«